

"Die verschiedenen Fraktionen sind so wie zwei Loks aufeinander zugefahren"

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 273-292. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Rosenbohm, Veronika [interviewte Person]; Devantié, Rainer [Interviewer]; Zenke, Christian Timo [Interviewer]: "Die verschiedenen Fraktionen sind so wie zwei Loks aufeinander zugefahren" - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 273-292 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308361 - DOI: 10.25656/01:30836; 10.35468/6110-14

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308361>

<https://doi.org/10.25656/01:30836>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Gespräch mit Veronika Rosenbohm

„Die verschiedenen Fraktionen sind so wie zwei Loks aufeinander zugefahren“

*Veronika Rosenbohm (*1947) studierte Lehramt für Grund- und Hauptschulen mit dem Schwerpunkt „Geschichte und Mathematik“ an der Pädagogischen Hochschule Bielefeld. Im Anschluss an ihr Referendariat arbeitete sie zunächst als Lehrerin an einer Hauptschule in Gütersloh, bevor sie 1975 an die Laborschule Bielefeld wechselte und dort von 1978 bis 1981 auch das Amt der Stellvertretenden Schulleiterin innehatte. Nach ihrer Zeit an der Laborschule war sie zunächst Leiterin von zwei Bielefelder Hauptschulen sowie im Anschluss von 1988 bis 2012 Direktorin der Gesamtschule Brackwede (ebenfalls Bielefeld). Neben ihrer beruflichen Tätigkeit war und ist Frau Rosenbohm darüber hinaus auch kommunalpolitisch sehr aktiv: So war sie unter anderem Parteivorsitzende der Bielefelder SPD (1996–2003) und ist darüber hinaus seit 2020 stellvertretende Bezirksbürgermeisterin des Stadtbezirks Bielefeld-Mitte. Das Gespräch mit Frau Rosenbohm fand am 2. Mai 2022 in ihrer Privatwohnung in Bielefeld statt und wurde geführt von Rainer Devantié und Christian Timo Zenke.*

Liebe Frau Rosenbohm, haben Sie vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen, ein Gespräch mit uns über Ihre Zeit an der Laborschule zu führen! Sie sind im Sommer 1975, also ein Jahr nach Eröffnung der Schulprojekte, als Lehrerin an die Laborschule gekommen. Können Sie sich noch erinnern, wie es dazu gekommen ist? Wann und wie sind Sie das erste Mal auf die Laborschule aufmerksam geworden?

Also ich war als Erstes an einer Hauptschule in Gütersloh fünf Jahre Lehrerin. Und dort habe ich dann in meinem dritten Jahr schon eine sogenannte Referendarin gekriegt. Das war eine „Mikatzé“ – ich weiß nicht, ob Sie noch wissen, was das ist. Das ging auf den damaligen Kultusminister Paul Mikat zurück, der wegen Lehrermangels ein neues Kurzstudium eingeführt hatte, mit dem man nach ganz kurzer Eingewöhnungszeit in den Schuldienst eintreten konnte. Und diese Mikatzé war Eva Meinerts: Die ging vor mir an die Laborschule und hat mich dann für die Idee begeistert. Die sagte: „Das ist doch genau das, was du eigentlich auch möchtest! Bewirb dich doch mal!“ Und das habe ich gemacht. Eva gehörte allerdings zu der „anderen Fraktion“, wie wir nachher sagten, und hatte gedacht,

ich würde mit meiner Power auch ein bisschen *ihre* Fraktion stärken. Ich war noch nicht zweieinhalb Wochen an der Schule, da war ich schon in der linken Fraktion gelandet ...

Können Sie sich noch erinnern, mit was für Erwartungen oder Vorstellungen Sie an die Laborschule gekommen sind?

Ja, also ich fand ganz viele Aspekte an dieser Schule gut: keine Zensuren, fachübergreifendes Lernen oder dass mein Fach Mathematik nur als Hilfswissenschaft begriffen wurde – das haben wir ja ganz am Anfang mit sehr viel mehr Aplomb gemacht, als das heute der Fall ist. Es gab nur zwei Stunden Mathe in der Woche, der Rest sollte in die anderen Fächer integriert werden. Und darauf habe ich auch meine Bewerbung aufgebaut: Das wollte ich gerne ausprobieren! Und dann noch die offene Schule, kleine Klassen, eine interessante Pädagogik – freier als das, was man an so einer gebundenen Hauptschule machen konnte. Ja, das war so ein Bündel von Ideen, die ich gut fand!

Als Sie dann ihre Arbeit begonnen haben, wo wurden Sie da zunächst eingesetzt? Und gab es vielleicht auch etwas, das Sie ganz anders erwartet hatten?

Also ich war schon insofern ein Sonderfall, als ich für zwei Fächer eingestellt wurde, während alle andern, die damals kamen, nur für ein Fach eingestellt wurden. Wir haben ja eine dreitägige Auswahltagung gehabt. Ich musste dann auch zu meinen beiden Fächern in diese Fachkommissionen gehen. Dann gab es pädagogische Gespräche und es gab einen Abend – das nannte sich irgendwas mit „Social Meeting“ oder sowas –, wo man dann auch überprüft wurde. Da ging es auch darum, wie die Leute so miteinander umgingen und wer sich wie in den Vordergrund spielte.

Wenn Sie an Ihre erste Zeit an der Laborschule zurückdenken: Wie haben Sie die Situation, auf die Sie da getroffen sind, wahrgenommen? Können Sie sich noch an Ihre ersten Eindrücke erinnern?

An allererste Eindrücke kann ich mich nicht erinnern. Da habe ich mir sicherlich alles mit großen Augen angeguckt. Doch was ich als Allererstes *gemacht* habe, das weiß ich noch: Ich wurde Klassenlehrerin zusammen mit Kurt Liebenberg und der hatte mich dafür gewonnen, dass ich im Nawi-Labor die Kühlschränke auswusch, weil die alle über die Ferien verschimmelt waren und sich kein Mensch darum gekümmert hatte. Da habe ich dann natürlich gleich alle Nawi-Kollegen kennengelernt – was dann auch ganz interessant war, denn dadurch war ich von Anfang an nicht so ein Einzelmensch, sondern kannte gleich schon viele. Und auch die Sowis haben mich mit sehr offenen Armen empfangen. Wir hatten ja auch Schreibtische auf den Wuchs und saßen mit unseren Tischen zusammen als

Pulk, als Sowis. Und die haben sich von Anfang an immer auch als Gruppe verstanden. Das war mit den Mathematikern anders, da waren die Leute mehr einzeln für sich.

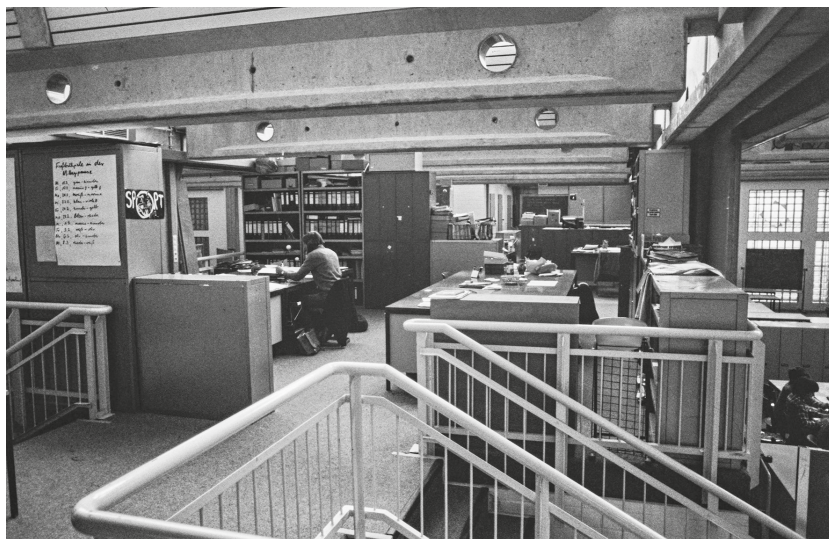


Abb. 1: Lehrer*innen-Arbeitsplatz auf einem Wich der Laborschule im Frühjahr 1978.
Foto: unbekannt; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, FOS 04888.

Das heißt, damals gab es für alle Lehrenden noch einen eigenen Schreibtisch?

Ja, wir waren damals ja noch wenige Personen und die Schule noch relativ leer. Da konnte man das so machen. In den Feldern saßen die Jahrgänge und auf den Wichs saßen wir Lehrer – und dann möglichst nach Fächern zusammengesetzt. Wir hatten ja damals noch wenig Unterricht und viel Planungszeit und diese Planungszeit haben wir dann da oben verbracht. Da musste ich mich erst dran gewöhnen: Es waren ja noch nicht viele Kinder da, aber der Krach schallte natürlich nach oben, und wenn es unter dir irgendwie Randalen gab, saßt du dann da und versuchtest mit den Kollegen irgendwelche Konzepte zu erarbeiten. Aber ich bin da am Ende relativ stoisch gewesen und hab das dann gar nicht mehr so mitgekriegt, was unter mir war.

Und wie müssen wir uns den damaligen Unterricht im Großraum vorstellen?

Die Idee war ja die folgende: Wenn man als Gruppe sieht, dass nebenan eine tolle Aktion ist und die dort jetzt Ruhe brauchen, ist man selber ruhig. Und das versuchen Sie jetzt mal mit Zehnjährigen und dann noch mit diesem Aufnahme-

schlüssel von 60% Unterschichtkindern, die natürlich auch nur eine gewisse Spannbreite von Konzentration haben – noch weniger als die gut erzogenen Mittelschichtkinder. Das funktionierte von Anfang an nicht. Dann gab es solche Konzepte, dass man sich Buden baute: Karlheinz Osterloff und Luitbert von Haebler, das waren die Mitklassenlehrer aus unserem Jahrgang, die haben sehr, sehr großartig und mit der Werkstatt zusammen eine ganz große Laube gebaut, mit einer Rundumbank, in der alle im Kreis sitzen konnten. Dort, in ihrer Wabe, haben sie dann versucht, Unterricht zu machen. Ansonsten musste man versuchen, rumzugehen und einzelne Kinder dazu zu bringen, dass sie sich wieder hinsetzten. Ja, und das war schon ein bisschen anstrengend ...

Und wie veränderte sich die Situation dann, als die Schule voller wurde?

Also erstmal mochte ich die Buden noch. Die Kinder haben dann auch welche gebaut, als eigene Rückzugsmöglichkeiten. Die sind mit dem Großraum noch viel weniger zurechtgekommen als die Lehrer. Es gab damals rundum die Uni-Baustelle, und meine Klasse, die schwarze 5, hat auf der Uni-Baustelle Paletten geholt – also geklaut, auf gut Deutsch. Wir haben dann nachher immer gesagt: „Schwarz ist unsere Farbe! Wir sind hier die wilde Meute!“ Aus den Paletten haben wir dann selber irgendwelche Buden gezimmert, die waren aber nicht für Unterricht, sondern wurden auf dem Feld mit Decken und so ausgestattet, damit die Kinder dann dort ihre Freizeit verbringen konnten und auch mal einen Rückzugsraum hatten. So etwas gab es ja nicht.

Wir Lehrer hatten zumindest das Wich – auch wenn das natürlich offen war. Und dann kam hinterher die feuerpolizeiliche Anordnung, dass wir die Buden wieder abbauen mussten, leider. Also mit der Vollheit hat sich der Lärm gesteigert, aber wir hatten alle natürlich schon ein Stück Erfahrung damit, so dass wir dann eben auch immer wieder Phasen eingebaut haben mit Projektunterricht, wo Kleingruppenarbeit war, wo die Kleingruppen auch woanders hingehen konnten. Die mussten nicht auf den Feldern bleiben und so. Als In-die-Stadt-hinein-Schule haben wir zudem ganz intensiv versucht, die Kinder rauszuschicken zu Erkundungen. Und so hat sich das dann einreguliert.

Vorhin hatten Sie ja bereits kurz angesprochen, dass die Kolleg*innen auf den Wichs zusammensaßen und gemeinsam gearbeitet haben. Passierte Ähnliches auch im Großraum-Unterricht? Oder hat dort jeder eher seinen eigenen Unterricht gemacht?

In den ersten Jahren haben wir noch einiges an Hospitationen gemacht, weil wir natürlich auch noch viele Lehrer hatten und wenig Unterricht. Da hatte man auch noch Zeit, beim Kollegen mal zu gucken. Oder wir haben auch gemeinsame Projekte entworfen für den ganzen Jahrgang, so dass man dann schon mal beim Kollegen rumguckte. Das hat sich aber im Laufe der Zeit sehr verwaschen – mit

mehr Unterricht und mehr Klassen, mit mehr Fraktionierung und mehr Gegeneinander.

Jetzt haben Sie gerade das Stichwort „Fraktionierung“ angesprochen. Könnten Sie vielleicht einmal versuchen, uns die allgemeine Stimmung im Kollegium zum Zeitpunkt Ihres Ankommens in der Schule zu beschreiben?

Ja, das war schon sehr stark von Antipathie, inhaltlichem Gegeneinander und zum Teil von Hass geprägt. Das war das, was die mitgebracht hatten aus ihrer Aufbaukommission. Das ist sofort eins zu eins in diese Schule rübergeschwappt. Das erste Schuljahr habe ich ja nicht erlebt, aber davon ist viel erzählt worden. Und das waren dann sehr, sehr verhärtete Fronten – sogenannte Fraktionen. Wir Linken, sage ich jetzt mal dazu, so wie wir uns auch verstanden haben, wir haben vor den Lehrerkonferenzen Treffen gehabt. Wir hatten einen Kollegen, der hatte so ein ganz kleines Fachwerkhaus oben am Bürgerpark gemietet. Da haben wir uns dann nach der Schule getroffen und verabredet, wie wir in dieser Konferenz agieren wollten – mit welchem Thema, in welcher Reihenfolge wir uns zu Wort melden wollten, wer was zu sagen hatte und so weiter. Wir haben also richtig versucht, na, fast wie so ein marxistischer Kader da zu agieren. Ich sag das jetzt mal 'n bisschen übertrieben. Also so weit war das schon mit uns.

Was mit der Gegenseite war, weiß ich nicht. Die haben sich natürlich auch abgesprochen – aber wahrscheinlich nicht so hart wie wir. Und all das habe ich sofort mitgekriegt. Ich war zum Beispiel noch keine drei Wochen in der Schule, da wurde ich bereits zur Vorsitzenden der Laborschulkonferenz gewählt – wahrscheinlich weil ich unbedarft war oder noch neu. Zudem hat Eva Meinerts wohl gut für mich in der einen Gruppe gesprochen und die andere Gruppe kannte mich bereits, weil ich mich da schon selbst reinorganisiert hatte. Und dadurch kriegte ich dann also dieses Votum. Und auch da war das natürlich so, dass man da bereits im Vorfeld aufpassen musste, welche Leute man da reinschickt – das war ja paritätisch besetzt von Schülern, Lehrern und Eltern – damit das, ich sag jetzt mal, nicht aus dem Ruder lief von jeweils der Gruppe, die die da hinschickte. Das habe ich also ganz schnell mitgekriegt – und das übertrug sich dann auch in jedem Jahr wieder auf die Neuen, die sich dann relativ schnell selbst einsortierten. Und es gab noch eine dritte Gruppe neben den „Linken“ und den „Rechten“: die „freischwebenden Arschlöcher“.

Was genau waren denn diese Unstimmigkeiten, die diesen Hass produziert haben? Worum ging es denn da?

Es ging einfach um die Grundhaltung und die Werthaltung bestimmter Leute. Also die Liberalen und Konservativen gegen die sogenannten Marxisten. Ich komme ja aus der Studentenrevolution, deshalb wurde ich auch Hauptschullehrerin,

weil ich diesen Kindern helfen wollte. Ja, wir wollten eigentlich diese 60% Unterschichtkinder fördern und hatten Probleme damit, was da so an humanistischem Gedankengut von den anderen kam. Die Idee war ja, dass beides miteinander kombinierbar sein sollte – und durch die sogenannte Konsensstrategie sollte das alles ausdiskutiert werden. Diese Konsensstrategie hat zwischen diesen festgefahrenen Gruppen und diesen festgefahrenen Wertvorstellungen aber überhaupt nicht funktioniert. Die sind auch in der Aufbaukommission, glaube ich, niemals richtig ins Gespräch gekommen, sondern so wie zwei Loks aufeinander zugefahren.

Gab es denn auch einzelne, ganz konkrete inhaltliche Streitpunkte, jenseits von abstrakten Haltungen, an denen sich diese Konflikte entzündet haben?

Das kann ich jetzt im Einzelnen kaum noch nachvollziehen, was da eigentlich die Punkte waren. Man schrieb lange Exzerpte darüber, warum irgendwas nicht ging, und verteilte die anonym in die Postfächer. Die waren unten in der Pforte, da saß eine Sekretärin, die sich da gar nicht drum kümmerte und das auch nicht durchschaute, und dann kam einer und verteilte massenhaft – und das von beiden Seiten. Das war im Grunde ein unhaltbarer Zustand.

Sie haben vorhin ja erwähnt, dass Sie zu dieser Zeit die Vorsitzende der Laborschulkonferenz waren. Was war denn die Funktion dieser Konferenz und welche Rolle hatten Sie dort?

Es ging da einfach um organisatorische Sachen, wie so eine Schule geleitet werden sollte. Damals gab es ja noch keine Lehrerkonferenz. Die wurde erst später eingeführt, damit die Lehrer mal eine gemeinsame Sprache und einen gemeinsamen Weg finden sollten.

Und welche Rolle nahm dabei die Schulleitung ein?

Also das ist jetzt gemein, aber: Maria Rieger weinte oft. Die war ganz stark mit Hentig verbunden, war aber die deutlich schwächere Person dieser beiden – und von daher war natürlich schon klar, dass sie da in diesem Konzert nix zu sagen hatte. Die gehörte auch nicht zur Laborschulkonferenz, da gehörten nur fünf Lehrer dazu – gewählte Lehrer. Das war auch schon merkwürdig. Maria Rieger kam dann öfters dazu, hat dort aber kaum etwas von ihren Ideen durchsetzen können ...

Und welche Aufgabe hatte diese Konferenz?

Schulstruktur zu beschließen. Also es war zwar schon im Grunde festgelegt, wie viel Anteil die einzelnen Fächer hatten, aber dann ging es zum Beispiel um Projektphasen, in denen dann die Sowi-Stunden alle gestrichen wurden, die kriegten alle die Nawis – und dann ging es nach zwei oder drei Wochen andersrum. Solche Sachen.

Und weder die Schulleitung noch die Wissenschaftliche Leitung war Teil dieses Gremiums?

Die Wissenschaftliche Leitung nahm gar nicht teil, die ging zum Curriculumrat – den gab es ja auch noch, das war das zweite Gremium. Da ging es mehr um den wissenschaftlichen Bereich der Schule.

Waren diese beiden Gremien denn irgendwie institutionell miteinander verknüpft? Oder agierten die eher nebeneinanderher?

Die waren eher nebeneinander. Und dann gab es noch einen Konvent, der das eigentlich alles einfangen sollte. Zu dem gehörten dann auch noch Leute aus dem Oberstufen-Kolleg. Das weiß ich aber alles nicht mehr so genau ...

Welche Rolle nahm Hartmut von Hentig denn bei alldem ein – und zwar sowohl bei diesen Gremienarbeiten als auch ganz allgemein zum Schulalltag?

Also, Gremienarbeiten und Schulalltag und Organisation waren nicht seine Sache. Das hat er auch nie als seins angesehen, sondern er war eben der Wissenschaftliche Leiter der Schule und hat sehr viel versucht in diesen Bereich – also: Was machen wir an neuen Inhalten und wie können wir das dokumentieren? Und er hat auch versucht, andere Leute dazu zu bringen, Inhalte zu dokumentieren und zu veröffentlichen. Das war ja auch eine Aufgabe, die man hatte. Und deshalb hat er sich auch sehr stark im Curriculumrat eingebracht. In der Laborschulkonferenz ist er hingegen nie gewesen. Das war ganz stark getrennt.

Sie haben grad den wissenschaftlichen Auftrag der Laborschule angesprochen. Wie müssen wir uns das denn genau vorstellen, als Sie dort als neue Lehrerin ankamen? Gab es da irgendeine Art von Einführung, was es bedeutet, Teil einer Versuchsschule zu sein? Und damit zusammenhängend: Wie haben Sie selbst Ihre Rolle als Lehrer-Forscherin wahrgenommen und ausgeführt?

Also so eine Einführung gab es nicht. Aber es gab an den letzten drei Tagen der Sommerferien pausenlos Konferenzen. Da gab es dann schon mal eine Gesamtzusammenkunft der Lehrer und darüber hinaus einzelne Fächer- oder Fachgruppen – und durch all das kriegte man so seine Einführung. Das Forschen haben viele so verstanden, dass sie keine Schulbücher benutzen durften. Wir mussten also alles selbst erfinden und alles selbst aufschreiben und unsere Unterrichtsmaterialien erstellen. Und das war für viele Leute schon ein ganz schöner Angang und viel Arbeit zusätzlich. Ich habe noch versucht manchmal ein bisschen was aufzuschreiben. Und dann gab es auch so eine Veröffentlichungsreihe im Oberstufen-Kolleg, bei der man etwas einreichen konnte. Aber da habe ich auch nicht so schrecklich viel gemacht, weil ich mehr so die Pragmatikerin bin und den Unterrichtsalltag und die Organisation der Schule als meine Aufgabe gesehen habe.

Und wie bekam man mit, an was die anderen auf Forschungsebene gerade arbeiteten?

Wenn man sich dafür interessierte und sich darum kümmerte. Es gab da nicht irgendein System, wie das mitgeteilt wurde. Es gab zwar schon so eine Veröffentlichung innerhalb der Schule, in der drinstand, der hat das und das geschrieben – aber ob man das las oder nicht las ...

Sie selbst waren eine derjenigen Personen aus dem Kollegium, die 1977 das Buch „Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest“¹ veröffentlichten – ein Vorgang, der unter dem Stichwort „Buchkonflikt“ immer wieder als wichtige Zäsur in der Geschichte der Laborschule beschrieben wird. Vor diesem Hintergrund würden wir uns natürlich sehr freuen, wenn Sie uns einmal aus Ihrer Perspektive beschreiben könnten, wie es zu dieser Veröffentlichung gekommen ist.

Wir hatten als Sowis immer das Gefühl, dass wir irgendwie nicht gehört wurden. Wir hatten Studentenfarrer Klaus Heidenreich – das war unsere Vorzeigekone, das war genau der Widerpart zu Hartmut von Hentig. Dieses hatte sich wohl schon in der Aufbaukommission so gegeneinander aufgebaut. Also, wir haben uns irgendwie nicht richtig aufgehoben gefühlt, weil alles, was wir gesagt oder geschrieben haben, von der Gegenseite abgelehnt wurde, ohne das zu prüfen – genauso, wie wir die Gegenseite ablehnten, ohne das zu prüfen. Außerhalb dessen, was andere Kollegen schrieben, gab es zudem immer solche Riesenschreiben von Hentig: 10 Seiten, wie er das sah und was er sich in dieser Schule anders wünschte. Und da sind wir überhaupt nicht mit zurechtgekommen.

Ich persönlich – und das sag ich jetzt natürlich auch subjektiv – habe mich bemüht, das noch mit Hentig anzusprechen und überhaupt den Kontakt zu ihm zu suchen. Das machten die anderen Sowis alle gar nicht. Also ich bin auch bei Hentig ein paarmal in solch einer Lehrergruppe zuhause mit eingeladen gewesen – mit so einem irren Ritual, dass man sich erst Puschen aus ca. 30 Paaren aussuchen musste und dann interpretiert wurde, warum man diese Puschen nahm. Und dann saß man in so einer kleinen Runde um den Kamin rum. Also alles sehr ritualisiert. Ich wurde da also als Einzige aus unserer Gruppe eingeladen und ich war aber auch diejenige, die mit Hentig versuchte zu reden. Da gab es zum Beispiel so eine Veröffentlichung, in der er von seinem Lateinunterricht berichtete und schrieb, er hätte einem Jungen die Hand auf die Schulter gelegt und dann wurde der ganz ruhig und auch im Unterricht ging es wieder ruhig zu. Da habe ich gesagt: „Herr von Hentig, haben Sie eigentlich schon mal die Wirklichkeit

1 Lehrergruppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

dieser Schule wahrgenommen? Wenn ich einem die Hand auf die Schulter lege, das bringt mich nicht so richtig weiter, ne ...“

Er hatte natürlich Latein als Wahlfach, nur von ganz wenigen Schülern gewählt. Mein Sohn Jakob war nachher auch in der Gruppe, der sagt, das war wie Gottesdienst. Schließlich habe ich ihn dann auch mal in meine eigene Unterrichtsstunde eingeladen. Und ich hatte da ganz andere Schüler. Ich kann mich noch an einen erinnern, die waren mit acht Kindern zuhause und er war der Älteste. Der kam dann manchmal ganz übernächtigt in die Schule und erzählte: „Mein Vater war wieder vollkommen besoffen, um halb zwei hat er mich aus'm Bett geholt. Ich musste mich in die Küche setzen und zusehen, wie er die letzten zwei Flaschen Bier trank, und ich hab überhaupt nicht geschlafen hinterher.“ Solche hatten wir eben auch. Und der konnte sich nicht konzentrieren, da musste man sehen, dass man für den irgendwie eine Aufgabe fand, wo er auch was tun konnte und nicht nur dasitzen und schreiben oder lesen. Und dann hat Hentig sich das angeguckt und hinterher zu mir gesagt: „Ich bewundere Sie, wie Sie mit diesen Kindern zurechtkommen.“ Das half mir aber nicht weiter.

Ich habe ihn dann zu mir nach Hause eingeladen und mir vorher eine lange Liste gemacht, was ich sagen wollte, weil der einen mit seinem Charisma erschlagen konnte. So habe ich versucht, ihm meine Eindrücke dieser Schule mitzuteilen – und ich bin gar nicht weitergekommen. Und das war so mein Impetus dafür zu sagen: „Jetzt müssen wir doch mal das, wie wir hier leben und lernen und lehren – und was wir überhaupt nicht in die Wirklichkeit zurückspiegeln können –, jetzt müssen wir das doch mal aufschreiben!“ Ich hatte da zuerst nur daran gedacht, das für uns selber zu tun, für die Diskussion innerhalb der Schule, aber das verselbständigte sich dann. Das also war meine Idee – anders als bei einigen andern der Gruppe, die den Prozess eher gesehen haben als: „Wir sind die andern und wir hauen da jetzt gegen!“ Wenn Sie sich das Buch ansehen, merken Sie übrigens auch, dass der Praxisteil fast nur von mir war: das war meine Praxis. Die anderen, die auch aus dem Haus 2 waren, haben sich da mehr in die Ideologie gerettet.

Ein Punkt, der in der entsprechenden Diskussion immer wieder auftaucht, ist ja der Umstand, dass die Vorbereitung und Veröffentlichung des besagten Buches in der Wahrnehmung der anderen Fraktion irgendwie heimlich geschahen. War das eine bewusste Entscheidung, den anderen zunächst nicht zu sagen, dass man an so einem Buch arbeitete, oder wie ist es dazu gekommen?

Also wir waren uns erst gar nicht sicher, ob das ein Buch werden sollte. Wie gesagt, ich wollte eigentlich gar kein Buch, ne. Ich habe das gestern im Hentig-Buch auch nochmal nachgelesen, dass das über mehrere Jahre verheimlicht worden sei ... Nein, wir haben losgeschrieben und dann haben wir gleich ganz schnell den Rowohlt-Verlag gefunden – das hat Ekkehard Naumann aus unserer Gruppe alles gemacht. Das ging relativ schnell und hat sich nicht über Jahre hingezogen.

Hartmut von Hentig schreibt in seiner von Ihnen gerade angesprochenen Autobiographie, dass Sie die Person gewesen seien, die ihn letztlich auf die geplante Veröffentlichung des Buches aufmerksam gemacht habe.² Haben Sie das ähnlich in Erinnerung?

Ja, das war bei einer von diesen Hentig-Runden bei ihm zuhause. Da hatte er die Idee, das mal aufzuschreiben – weil er im Grunde auch ein bisschen unzufrieden war. Aber ich glaube, er hat eben so den Bodensatz dieser Schule gar nicht zur Kenntnis genommen. Sein Kopf war einfach woanders und sein Unterricht war nur diese Lateingruppe. Und deshalb wollte er auch ein Buch schreiben. Und dann habe ich einfach gesagt: „Hallo, wir sind schon dabei.“

Das wurde dann sehr schwierig. Zunächst hat er versucht uns dazu zu bringen, dass wir dieses Buch zurückziehen. Dann hat er versucht uns dazu zu bringen, dass wir sagen, dass das ein Fehler gewesen sei, dass wir das gegen ihn geschrieben hätten und gegen die Schule und dass wir nicht für die Schule sprechen könnten. Aber das wussten wir ja – also, dass wir nicht für die Schule sprechen – und das wollten wir ja auch gar nicht. Wir haben ja nur unsere eigenen Sachen aufgeschrieben. Und dann wollte er, dass wir die Schule verlassen – was aber nicht ging, weil wir bis auf den Schulpsychologen Gerd Büttner alles Beamte waren. Gerd Büttner hat dann noch einen Prozess bekommen, wo er vor Gericht gezwungen werden sollte, die Schule zu verlassen. Diesen Prozess hat er aber gewonnen, weil der Gegenanwalt irgendwie eine Frist versäumt hatte – und deshalb ist der dann auch geblieben. Wir sind dann alle geblieben. Was Hentig aber erreichte, war, dass das Rektorat der Uni den übrigen, verbeamteten Buchautoren in ihre Personalakten eintragen ließ, dass wir uns illoyal gegenüber unserem Arbeitgeber verhalten hätten – allerdings unter der Maßgabe, dass dieser Eintrag nach 3 Jahren zu löschen sei. Die Löschung erfolgte schließlich auch ordnungsgemäß, das habe ich damals überprüft.

Als sich also abzeichnete, dass Hentig keinen von uns zwingen konnte zu gehen, wurde schließlich in einer dreitägigen Klausurtagung versucht aufzuarbeiten, wie

2 Hartmut von Hentig notiert in seiner Autobiographie *Mein Leben – bedacht und bejaht* mit Blick auf eine Gesprächsrunde im August 1977, in der er den anwesenden Kolleg*innen von einer von ihm geplanten Publikation über die Laborschule berichtet habe: „Als ich die Anwesenden um Rat fragte, in welchem Rahmen ich den Plan dem Kollegium am besten vorstellen solle, und ihn darum etwas genauer schilderte, unterbrach mich die hochschwängere Kollegin Rosenbohm kreidebleich und erklärte: Ein solches Buch über die LS gebe es schon – von einer Gruppe von Kollegen, zu denen sie gehöre, geschrieben; es werde noch in diesem Herbst bei Rowohlt erscheinen. Man habe sich zum Schweigen verpflichtet, um die Publikation vor Einwänden und Eingriffen zu bewahren. Sie habe in der gegenwärtigen Situation das Schweigen hierüber jedoch nicht mehr ausgehalten. Sie werde sich nun anderntags vor ihren Kollegen zu rechtfertigen haben. Die Namen der Mitautoren und weitere Auskünfte bat sie nicht angeben zu müssen – um der genannten Übereinkunft willen. Sie nahm für sich in Anspruch, aus ‚Angst‘ geschwiegen zu haben – aus Angst vor den sonst zu erwartenden Auseinandersetzungen.“ (Hartmut von Hentig: *Mein Leben – bedacht und bejaht. Kindheit und Jugend. Schule, Polis, Gartenhaus*. Weinheim und Basel: Beltz 2009, S. 853.)

wir wieder zusammenkommen könnten. Das war bei Otto Herz zuhause, der das auch moderierte. Das gab dann mehrere Gruppen, die versuchen sollten, auf so einer Metaebene zu klären, wie das läuft. Und wir sollten dann erklären, dass wir natürlich die Gremienbeschlüsse der Schule anerkennen – was wir hinterher auch getan haben. Die Gremien hatten nämlich beschlossen, dass es demnächst so eine Art Veröffentlichungs-Kodex geben sollte: dass man Veröffentlichungen also anmelden musste. Das gab es bis dahin nicht. Hentig glaubte, wir hätten ihn rein juristisch um Erlaubnis fragen müssen, weil er unsere Veröffentlichung hätte genehmigen sollen. Das Gefühl hatten wir allerdings nicht. Wir dachten: „Wir sind doch Lehrer-Forscher – und wenn wir zur Universität gehören, können wir doch auch was veröffentlichen, ohne dass wir erstmal 'ne Erlaubnis einholen müssen.“ Das war nachher der Hauptstreitpunkt ...

Was würden Sie denn jetzt im Rückblick sagen, war der Grund, weshalb Hartmut von Hentig da so stark reagiert hat?

Der hat sich persönlich gekränkt gefühlt. Er hat auch immer gesagt, die Schlimmsten in dieser Schule wären die Gewerkschafter, die würden ja um 16 Uhr den Grif-fel fallen lassen. Also das ist so eine Denkweise, das kann ich nicht nachvollziehen. Und diese Leute waren ihm irgendwie obskur. Und dass die jetzt also auch noch so – seiner Meinung nach hintenrum – versucht haben, ihm den Dolch in den Rücken zu stoßen, das hat er als persönliche Schmach empfunden. Und er hat dann auch versucht, die Universität auf seine Seite zu ziehen, dass die seiner Sicht recht geben sollten. Die haben sich dann aber so ein bisschen eierig verhalten und wir haben uns dann auch ein bisschen eierig verhalten, indem wir dann ein bisschen klein beigegeben haben – aber nur ein bisschen. Und auf diesen Minimalkonsens haben wir uns dann geeinigt.

Vorhin hatten Sie berichtet, dass Sie mit Hentig auch persönlich Kontakt hatten, ihn besucht und eingeladen haben. Gab es dann auch weitere Klärungsversuche auf einer zwischenmenschlichen, persönlichen Ebene? Oder lief von da an alles nur noch juristisch und in Großkonferenzen?

Das lief dann nur noch in solch offiziellen Treffen.

Das heißt, er hat dann auch nicht mehr das persönliche Gespräch gesucht?

Nein. Aber etwas später, 1978, gab es dann eine Wahl des stellvertretenden Schul-leiters oder der stellvertretenden Schulleiterin – das fand ich total toll. Das war eine ausgeschriebene Stelle auf Zeit, über vier Jahre, vom Kollegium gewählt, das gab's an keiner anderen Schule. Ich fand so ein Modell richtig klasse und habe da dann auch dafür kandidiert – und zwar gegen Otto Herz. Der war damals Assistent von Hentig und Hentig hatte ihn so als persönlichen Berater in die

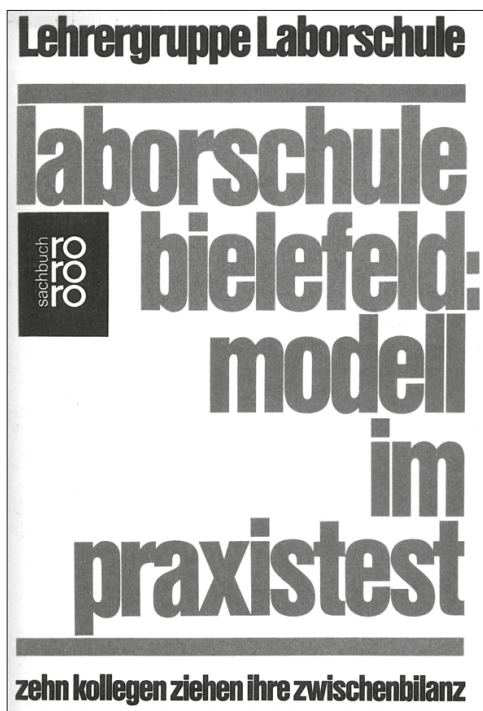


Abb. 2: Cover des Buches „Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest“. Umschlaggestaltung: Jürgen Wulff; Quelle: Lehrergruppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schule geholt. Der hatte also keine Stelle in der Schule. Wieso der da kandidieren konnte, weiß ich nicht. Aber ich habe jedenfalls die Wahl gewonnen, weil ich irgendwie dann diejenige war, mit der beide Gruppen reden konnten. Das war nach der Veröffentlichung des Buches, nach diesem Minimalkonsens bei Otto Herz im Hause. Und dann war es natürlich im Grunde auch ein Machtkampf: Hentigs Person Otto Herz gegen die Person der anderen Gruppe. Aber ich war, wie gesagt, nicht so verhaftet in der Gruppe, dass ich von den anderen nicht auch wählbar gewesen wäre – und dadurch ist das dann so ausgegangen.

Würden Sie denn sagen, dass dieser Machtkampf dadurch sozusagen von einer Partei gewonnen wurde?

Ja, dann war es zu Ende. Dann war es geklärt. Otto Herz zog sich zurück und tauchte auch nicht mehr groß in der Schule auf – und dann war das auch kein

Thema mehr. Auch der ganze Buchkonflikt war dann kein Thema mehr und einige von unserer Gruppe sind dann auch schließlich gegangen.

Und was für Reaktionen haben Sie von außerhalb der Laborschule auf die Veröffentlichung dieses Buchs bekommen?

Keine.

Keine?

Nein. Ich weiß auch nicht, wer das sonst gelesen hat oder so. Wir haben gar nichts davon gehört.

Und wie würden Sie selbst diese Veröffentlichung im Nachhinein bewerten?

Also da ich ja eigentlich meine Wirklichkeit und meine Wahrnehmung aufschreiben wollte und das dann in einer Gruppe machen konnte, fand ich das auch wichtig. Wir haben uns natürlich auch gegenseitig sehr bestätigt – das finde ich auch nach wie vor richtig. Und eine andere Möglichkeit habe ich ja nicht mehr gesehen. Ich habe ja vorher noch versucht was Eigenes zu machen, als Einzelperson, aber das hatte sowieso keinen Erfolg. Aber das habe ich damals nicht so gesehen.

Nach dem Buchkonflikt wurden Sie dann stellvertretende Schulleiterin. Wer gehörte denn damals noch zum Schulleitungsteam dazu?

Das waren nur zwei, Kurt Liebenberg und ich – und hinterher waren es dann Gerfried Stanzel und ich. Gerfried Stanzel ist dann noch vor mir gegangen, um die Gesamtschule Leopoldshöhe zu leiten.

Gehörten die beiden denn auch zu einer bestimmten Fraktion?

Kurt Liebenberg war so, wie sein Name hieß: lieb – und der gehörte zwischen den „freischwebenden Arschlöchern“ und den „Rechten“ so als Verbindungsglied dazu. Und als Gerfried Stanzel kam, gab es das schon alles nicht mehr. Das lag auch daran, dass die Protagonisten der Gruppen zum Teil weg waren: Karlheinz Osterloff und Maria Rieger waren weg, auch Ekkehard Naumann und Klaus Heidenreich waren gegangen. Durch diesen Personenwechsel hat sich das dann auch ein ganzes Stück weit normalisiert – gerade Klaus Heidenreich und Hartmut von Hentig wollten ja immer beide so der strahlende Stern sein – und wir wurden immer mehr zu einer normalen Schule. Wir kriegten ja auch immer mehr Druck durchs Kultusministerium: Wir kamen vom Wissenschaftsministerium zum Kultusminister und mussten plötzlich alles viel normaler machen.

Die Position als stellvertretende Schulleiterin hatten Sie dann bis 1981 inne. Wie haben Sie diese Rolle denn selbst ausgefüllt und erfahren? Vorhin hatte es ja noch ein bisschen so geklungen, als habe die Schulleitung an der Laborschule formal eigentlich gar nicht so viel Macht gehabt ...

Meiner Meinung nach ging es da nicht um Macht, sondern darum, eine ordentliche, interessante Versuchsschule zu sein und zu bleiben. Wir mussten natürlich organisatorisch den Stundenplan machen, wir mussten Lehrer einstellen, wir mussten diese Lehrerauswahl organisieren und versuchen, dass das einigermaßen hinlief – und wir mussten auch die Kollegen dazu bringen, gemeinsame Regeln aufzustellen. Das war ja auch noch so ein Problem mit den Regeln: Zuerst gab es ja überhaupt keine. Es wurde in den ersten Jahren gesagt: „Wenn den Kindern der Unterricht nicht gefällt und zu langweilig ist, dann liegt das am Lehrer, dann haben die Kinder das Recht zu gehen.“ Kollege Spilgies, Mathematiker und Physiker, der hat also manchmal Unterricht mit drei Schülern gemacht – der war auch froh, wenn die andern nicht dabei waren. Die Schüler gingen dann nach draußen, auf die Schulstraße, in die Buden. Und sowas ging natürlich nicht! Ich kam aus dem normalen Schulsystem und wusste, dass das auf Dauer gar nicht funktionieren kann. Es gab dann auch irgendwann Lehrerkonferenzen, in denen für solche Fälle Regelkataloge erstellt wurden, und es war zum Beispiel eine Aufgabe der Schulleitung zu sehen, dass es Vorlagen gab, dass dann auch versucht wurde, das nachher umzusetzen.

Würden Sie denn sagen, dass es trotz dieser verschiedenen, auch inhaltlichen, ideologischen Konflikte dennoch so etwas wie pädagogische Gemeinsamkeiten im Kollegium gab – also eine Art geteilte Laborschulpädagogik?

Doch, das hatten die ja alles gemeinsam entwickelt. Also das, was in den sogenannten Grünen Bänden veröffentlicht wurde, das ist ja gemeinsam erarbeitet und gemeinsam beschlossen worden. Nur, was man beschließt und was nachher die Wirklichkeit ist und wie dann die Menschen damit umgehen können, das ist nochmal was anderes ...

Und was bedeutete das für die alltägliche Schulpraxis? Gab es da ebenfalls viele Gemeinsamkeiten?

Ich glaube, das war schon sehr stark gruppenorientiert. Also es gab keine Verbindung, wo man irgendwie gemeinsam was machte, sondern jeder machte das, was man sich so ausdachte, zusammen mit seinen direkten Kollegen, mit seinem Stammgruppenpartner und auch mit seinem Jahrgang oder mit seiner Fachgruppe. Das waren viele exotische Blumen, die nebeneinanderher blühten.

Und änderte sich das dann während ihrer Zeit an der Schule bis 1981 oder blieb das so?

Das blieb im Grunde so. Man tat sich dann nicht mehr weh. Man verfolgte sich nicht gegenseitig, man hasste sich nicht mehr gegenseitig, aber es gab nichts eigentlich Gemeinsames.

Auch nicht durch diese Lehrerkonferenz-Beschlüsse, die Sie grad beschrieben haben?

Nee, bei den Lehrerkonferenzen gab es Kollegen, die einfach generell nicht kamen, auch wenn man sie aufforderte. Man hatte ja auch keine Möglichkeit, sie zu zwingen. Oder es gab Kollegen, die das, was da beschlossen wurde, einfach nicht machten. Das war schon alles schwierig. Aber es war kein offener Aufstand mehr. Also: Das hat uns allen schon mal gutgetan, dass wir diesen Kampf nicht mehr führen mussten ...

Waren die Aufgaben der Schulleitung denn vor allem organisatorischer Natur oder ging es da auch um pädagogische, inhaltliche Arbeit?

Die pädagogisch-inhaltliche Arbeit fand wie gesagt in diesen Alltagsgruppen statt. Eine weitere Aufgabe von uns war es allerdings, gegen die Eingriffe des Kultusministeriums aufzustehen – also dagegen, dass wir plötzlich mehr Unterrichtsdeputat kriegten, dass wir am Ende Zensuren geben mussten, gegen all solche Eingriffe in Alltagsmöglichkeiten. Und das einte das Kollegium dann wiederum auch an manchen Stellen, das wurde jedes Jahr ein bisschen deutlicher.

Und waren Sie bei alledem auch für die Primarstufe zuständig?

Ja, das waren wir. Wobei, die organisierten sich miteinander, die wollten nichts von uns. Schwierig wurde es dann diese zwei Jahre, wo wir erst neu die Übergänge hatten in die Klasse 3, wo die Kinder dann ja plötzlich auch altersgemischt nicht mehr zusammen waren. Solche Sachen, das wurde dann zum Beispiel in der Lehrerkonferenz besprochen. Da wurden Arbeitsgruppen dazu gebildet, dann kam's wieder zurück und so.

Wie müssen wir uns denn ganz grundsätzlich die Zusammenarbeit zwischen Haus 1 und Haus 2 während Ihrer Zeit an der Laborschule vorstellen?

In den ersten Jahren gab es ja gar keine Zusammenarbeit, weil wir nichts miteinander zu tun hatten, da es ja nur die Klassen 0, 5 und 7 gab. Und dann 0 und 1 und 5 bis 8 – da war also nicht viel. Und das ging dann erst los an der Stelle, wo die Klasse 3 das erste Mal zusammengesetzt wurde, also 1977. Da ging es dann zum Beispiel darum, welchen Raum die kriegten. Wir hatten ja die ganze Schule belegt und

mussten nun plötzlich zusammenrücken und irgendwo drei neue Stammgruppen unterbringen. Solche Sachen. Das waren schon sehr organisatorische Probleme. Und das wurden jetzt ja auch größere Gruppen für die Kinder: Da kamen zwei Lehrer rein statt einer. Es gab nicht mehr diese Erzieher dabei. Also man musste das alles neu überlegen.

Und wie war bei alledem die Verbindungsader aus Schulleitungsperspektive zum Haus 1? Gab es da eine direkte Ansprechperson drüben?

Ja, ja, da gab's dann eine Ansprechpartnerin, eine Ansprechpartnerin gab es immer schon. Das war am Anfang Johanna Harder und dann nachher Heide Bambach.

Und war die dann offiziell Primarstufenleiterin?

Nein, nein, sowas gab es nicht. Also Hierarchien wollten wir ja auch nicht.

1981, nach insgesamt sechs Jahren, verließen Sie die Laborschule dann wieder, um als Schulleiterin an die Hauptschule Gellershagen zu wechseln. Wissen Sie noch, was Sie zu diesem Schritt bewogen hat?

Ja, mir ist die Exotik auf die Nerven gegangen, das, was ich grade besprochen habe: dass alle so nebeneinander waren. Ich wollte gerne was Gemeinsames. Und ich fand viele Ideen des ursprünglichen Laborschulkonzepts so gut. Und dazu kam, dass ich mit der Idee an die Laborschule gekommen war – so wurde das ja auch allen neuen Lehrern verkündet –, dass wir ein paar Jahre hier sind, etwas lernen und es dann ins Schulsystem zurücktragen. Ich erinnere mich an die erste oder zweite Fraktionssitzung in diesem Bauernhaus, die ich miterlebt habe, da haben wir rundum – und wir waren viele, 25 Personen oder so – gesagt: „Wie lange wollen wir denn bleiben?“ Und viele sagten zwei Jahre, drei Jahre, und manche sagten, sie wüssten es noch nicht. Aber es gab eindeutig diese Idee, dass wir hier auf Zeit sind – und deshalb fand ich auch diese Schulleitungsstelle auf Zeit gut. Ich konnte mich da selbst ausprobieren und hatte dann keine Lust mehr dazu, sondern wollte lieber ein gemeinsames Konzept mit Kollegen als Gruppe erarbeiten. Und da bin ich dann an die Hauptschule zurückgegangen, die die meisten türkischen Klassen hatte, weil ich eine Herausforderung gesucht habe. Dort gab es dann Auffangklassen und Förderklassen, das waren zwei verschiedene Gruppen: nämlich ganz frisch aus der Türkei kommende Schüler und solche, die schon ein paar Jahre hier waren. Leider wurde die Hauptschule Gellershagen dann irgendwann zugemacht, so dass ich dann an die nächste Hauptschule, die Wichernschule, gegangen bin. Die wurde dann aber leider auch zugemacht.

Insgesamt bin ich über dreißig Jahre Schulleiterin gewesen, als ich 2012 in Pension ging: erst an der Hauptschule Gellershagen, dann an der Wichernschule und dann an der Gesamtschule Brackwede – und in all diesen Schulen habe ich ganz

viel von den Laborschulideen übertragen. In den Hauptschulen haben wir zum Beispiel in Klasse 9 und 10 den Fachunterricht aufgelöst und da auch grade im Bereich Sowi – also Erdkunde, Geschichte, Wirtschaft – gemeinsame Projekte übers ganze Jahr hinweg gemacht, immer mit einem Schwerpunkt für ein Fach und dann auch mit nur einer Zensur für das eine Fach. Und In-die-Stadt-hinein-Schule: das haben wir als Schule dann richtig als Konzept übernommen. Und in der Gesamtschule nachher haben wir dann einige Jahre sogar in der 5. Klasse Beurteilungen statt Zensuren gegeben. In den oberen Jahrgängen wurde uns dann mal irgendwann gestattet, Zeugnisse *und* Berichte zu schreiben. Zusätzlich ließen wir zusammen mit den Lehrerbewertungen die Schüler sich selbst beurteilen. Das fügten wir zusammen und das war dann die Grundlage für den Elternsprechtag. Also solche Sachen, alles, was ich an der Laborschule so an guten Ideen mitgenommen hatte, habe ich später versucht auch anderswo einigermaßen umzusetzen.

Wie Sie gerade bereits angesprochen haben, sind Sie 1988 schließlich an die Gesamtschule Brackwede gewechselt – und zwar als Gründungs-Schulleiterin. Sind Ihnen in diesem Zusammenhang auch Ihre Erfahrungen aus der Anfangszeit der Laborschule eine Hilfe gewesen?

Ja, ich wusste, was ich *nicht* machen wollte. Ich hatte einen ganz tollen Stellvertreter, Jürgen Venhaus, der war erst in Schildesche und nachher Didaktischer Leiter in Leopoldshöhe gewesen – und wir wussten beide, was wir auf keinen Fall wollten. Zum Beispiel haben wir im Gegensatz zu Schildesche keine einzelnen Lehrerzimmer gehabt, sondern von Anfang an ein gegliedertes Lehrerzimmer: die Klassenlehrer saßen einander gegenüber an zwei Schreibtischen und die acht Lehrer, die als Jahrgang zusammengehörten, als Pulk – also so, dass es ein Miteinander gab. Wir haben auch ganz viele Sachen fürs Wir-Gefühl gemacht, sodass wir von Anfang an wirklich ein Kollegium waren, das gemeinsame Ziele formuliert hatte. Dafür haben wir auch so Einführungstage gehabt, wo wir für uns als Kollegium ebensolche Ziele formuliert haben. Und wir hatten Personen aus verschiedenen Schulformen dabei – aber eben auch diverse aus Gesamtschulen. Und dann gab es natürlich diese gute Sache, dass man irgendwann seine Lehrer aussuchen durfte – wobei mir auch half, dass ich den damaligen Dezernenten, Karlheinz Osterloff, noch aus der Laborschule kannte. Bis auf zweimal, wo ich jemanden aufnehmen musste, der mal untergebracht werden musste – was dann auch ja eine soziale Aufgabe ist –, habe ich schließlich auch alles Lehrer gehabt, die ich wollte und die ich auf das Konzept einstimmen konnte. Und dadurch haben wir eine Schule aufgebaut.

Und gab es noch andere Erfahrungen, die Sie aus Ihrer Laborschulzeit haben einbringen können – sei es im Guten, „das möchten wir genauso machen“, oder auch im Schlechten, „das möchten wir anders machen“?

Die Haupte Erfahrung war, dass wir an einem Strang ziehen und ein gemeinsames pädagogisches Konzept erarbeiten müssen – und dass da auch die anderen hinter stehen. Also das Konzept, das ich im Sowi-Bereich der Laborschule entwickelt hatte und an dem auch immer mein Herzblut dranhing, das war die Berufswahlorientierung. Zum Beispiel gab es in meinen Schulen – auch an denen ich nach der Laborschule war – immer schon in Klasse 8 Berufspraktika. Das gab es nirgendwo anders. Etwa ein Berufspraktikum am Arbeitsplatz der Eltern, um auch mal zu gucken, was die eigentlich in ihrem Alltag machen. Das habe ich alles aus der Laborschule mitgenommen. Und das Berufspraktikum, das zweite, war dann ein Industriepraktikum oder im Großbetrieb – mal etwas, wo nachher die Schüler, die Abitur machen, überhaupt nie wieder reinkommen. Dieses Konzept hatte ich mit Klaus Heidenreich zusammen entwickelt und dann auch an allen meinen späteren Schulen durchgezogen – aber immer getragen vom Kollegium, das ich dafür begeistern konnte.

Also würden Sie schon sagen, dass Ihre Zeit an der Laborschule durchaus einen großen Einfluss auf Ihre späteren Tätigkeiten hatte?

Ja, die Laborschule hat mich geformt – meine Persönlichkeit – und mich darin bestärkt, was ich wollte. Und das war ja auch ein wichtiger Grund, weshalb ich dorthin gegangen war: um Teile davon benutzen zu können, um in normalen Schulen das umzusetzen und zu zeigen, dass es da auch geht. Das zum Beispiel hat mich auch genervt, dass immer alle sagten: „Wir sind die Vorzeigeschule und das, was wir hier machen, das wird sich schon verbreiten.“ Aber es verbreitete sich gar nichts!

Aber vorhin klang es schon so, als wenn sich zum Beispiel durch Ihre Tätigkeit ja durchaus Sachen verbreitet hätten ...

Ja, das stimmt – ich war wahrscheinlich zu ungeduldig. Es hat sich natürlich auch einiges verbreitet. Also was es jetzt in den Grundschulen zum Beispiel gibt, dieses altersübergreifende Lernen in den Eingangsstufen und so. Und auch so viel Projektunterricht, wie es jetzt gibt, das gab es damals alles noch nicht. Da wurde schon was angestoßen.

Sie waren seit 1981 ja in ganz verschiedenen Rollen sowohl in Schulleitungspositionen als auch kommunalpolitisch aktiv. Uns würde vor diesem Hintergrund sehr interessieren, wie Sie die Laborschule in all diesen Jahren von außen wahrgenommen haben?

Als Kommunalpolitikerin habe ich die ehrlich gesagt überhaupt nicht wahrgenommen. Da hatten wir es hier mehr mit der Gründung von Gesamtschulen zu tun und mit dem Kampf anderer Schulen dagegen. Das waren eigentlich unsere Sachen – da hatten wir die Laborschule immer ganz außen vor, die gehörte ja auch hier gar nicht zur Stadt. Da hatte ich nichts mit zu tun. Als Schulleiterin wiederum habe ich die Laborschule eigentlich nur wahrgenommen, wenn wir Schulleitungskonferenzen auf Ostwestfalen-Ebene hatten. Da war Susanne Thurn – und Susanne hat sich fast nie in die Diskussion eingeschaltet. Oder sie hat beim Mittagessen erzählt, dass in der Laborschule alles anders war, was ja auch richtig war. Und unsere Probleme, die wir hatten mit besonderen Förderinstrumenten, die bei uns in den Stundenplan eingefügt werden mussten, oder mit der Wahl zu irgendeinem Zweitwahlfach, wo wir dann einen Riesenspektakel von gemacht haben – sowas gab es ja an der Laborschule alles nicht. Und unsere Schulen waren auch alle viel größer und hatten daher ganz andere Probleme.

Wie haben denn Ihre andern Schulleitungskolleg*innen die Laborschule wahrgenommen? Was war also sozusagen das Bild der Laborschule in der pädagogischen Öffentlichkeit dieser Jahre?

Die Laborschule hat die nicht groß interessiert. Mit Susanne haben sich Leute wie Erich Heine und so unterhalten, die selbst aus der Laborschule kamen und dadurch mit ihr persönlich verbunden waren, aber die andern haben sich in diesen Sitzungen alle immer nur in ihrem eigenen Gesamtschulideensaft bewegt – und damit auch immer im eigenen Kreis. Susanne war da so ein Solitär – und damit auch die Laborschule. Da wurde nicht groß nachgefragt, was die macht. Das war für die eben kein Vorbild. Aber gleichzeitig war es auch irre, wie viele Laborschulkollegen nachher Schulleiter oder Gründungsschulleiter von Gesamtschulen wurden.

Würden Sie vor diesem Hintergrund denn sagen, dass diese Grundidee, die sie vorhin skizziert hatten, dass man nur ein paar Jahre an der Laborschule bleibt und dann die guten Ideen mitnimmt und ins System trägt, würden Sie sagen, dass diese Idee funktioniert hat?

Nein, also die erste Generation, das waren ja Leute, die wollten auch gar nicht Lehrer sein, sondern die sind ja nur von diesem neuen Modell so fasziniert gewesen. Die sind ja auch zum Teil zurückgegangen. Der eine baute eine Schafzucht auf, oder Gisela Everts, die 1975 gemeinsam mit mir an die Schule kam, die hat

später einen Kinderbuchladen aufgemacht. Also die sind dann auch in andere Nischen gegangen. Aber die, die danach kamen, die kamen ja dann schon, weil man nur noch Lehrer einstellen durfte – was ja auch schon schwieriger war für das Profil der Schule. Die haben dann auf ihrer Lehrerebene geguckt, was aus ihnen werden könnte. Aber die meisten haben dann auch gesagt, ich gehe jetzt an diese Schule, und wenn's mir gefällt, bleibe ich hier halt.

Aber eben meinten Sie ja, dass ganz viele ehemalige Laborschulkolleg*innen später Gesamtschulleitung geworden sind. Das würde dann ja aber schon dafür sprechen, dass diese Idee ein Stück weit funktioniert hat, oder?

Ja, wobei man aber gucken muss, ob diese Personen auch wirklich die Laborschulidee weitertragen wollten – das war ja durchaus bei diversen der Fall – oder ob es eher ein Karrieresprung war. Also Ekkehart Hoffmann zum Beispiel, der war nur relativ kurz da, und zack wurde er Leiter in Rödighausen. Das war eindeutig Karriere.

Wenn Sie selbst jetzt noch einmal auf Ihr Ausscheiden aus der Laborschule im Jahr 1981 zurückblicken: Mit was für einem Gefühl haben Sie sich denn damals verabschiedet?

Nicht mit einem schlechten Gefühl, sondern ich hatte einfach für mich entschieden, ich wollte was anderes machen. Ich wollte das, was ich gelernt habe, auch nochmal woanders ausprobieren, in der richtigen Wirklichkeit. Die Laborschule war für mich so eine exotische Blase – nur wir für uns. Natürlich, wir haben auch viele Kontakte gehabt, wir hatten viele Besuchergruppen. Oder einmal bin ich mit Hentig, Annemarie von der Groeben und anderen in einer kleinen Gruppe in Glocksee gewesen, wo wir auch übernachtet haben. Ein anderes Mal waren wir in so einer Arbeitsschul-Gesamtschule irgendwo im Ruhrgebiet, da weiß ich gar nicht mehr, wie die hieß. Also wir haben uns auch schon von uns aus woanders hinbewegt und versucht Kontakte aufzubauen – aber es war für mich in meiner Wahrnehmung eigentlich immer diese Blase. Und dennoch: Obwohl ich insgesamt nur sechs Jahre an der Laborschule war, waren das doch eigentlich die prägenden Jahre für mich. Aus dieser Zeit habe ich wirklich was mitgenommen – und konnte dadurch auch eine tolle, gute Schulleiterin woanders werden.